

**Auszüge aus:**

## **Lucie Suhling, Der unbekannte Widerstand**

### **Erinnerungen**

Agimos, Kiel 1998

S. 24-25:

Sommer 1933

„Aufmachen! Polizei!“

Aus tiefem Schlaf fuhren wir hoch. Obwohl wir darauf gefasst waren, starteten wir uns an, Schreck in den Augen, Angst im Herzen. Was wird werden? Ist es der letzte Augenblick unseres gemeinsamen Lebens?

„Tapfer sein!“ sagte Cuddl und öffnete die Tür.

Vier Männer vom „Kommando zur besonderen Verwendung“ - KzbV - stürzten in unsere Wohnung. Ohne Rücksicht darauf, dass ich schwanger war, stießen sie mich beiseite, rissen Bilder von den Wänden, Bücher aus den Regalen, beschlagnahmten einige, u.a. die von Selma Lagerlöf, weil Selma ein jüdischer Name sei.

Inzwischen wühlten die anderen im Kleider- und Wäscheschrank, warfen Betten und Matratzen auf den Fußboden, überall suchten sie nach Material, ohne es zu finden.

Sie schrieten Cuddl an: „Los! Zieh dich an, Mensch, sonst nehmen wir dich im Schlafanzug mit!“ - Ich dachte, das Wort „Mensch“ ist zu einem Schimpfwort geworden. Für sich selbst hatten sie recht, denn sie verhielten sich nicht wie Menschen.

Ohne Abschied nehmen zu dürfen, ging Cuddl von mir, ein Mensch, mein geliebter Mensch. Auf der Straße zertritten ihn die SA-Leute ins Auto.

S. 27:

Wochen vergingen. Im September stand Cuddl plötzlich wieder vor mir.

Er war mit den Worten entlassen worden, dass er sich vorsehen solle, bei einer zweiten Verhaftung würde das, was er bisher erlebt habe, nur ein Kinderspiel gewesen sei gegen das, was ihn dann erwartete.

Cuddl erzählte nicht viel. Ich fragte und fragte. Er sagte: „Mach' dich auf das Schlimmste gefasst, wenn sie uns holen. Das sind Tiere und keine Menschen.“

Was Cuddl mir verschwiegen, das sagten mir die Nächte, in denen er sich stöhnend und ächzend im Bett herumwarf.

Fasste ich ihn an, um ihn von bösen Träumen zu befreien, schlug er um sich. Hatte ich ihn endlich wachgerüttelt, atmete er auf, wie nach einem schweren Alptraum. Er bat mich: „Bitte fass mich nicht an, wenn du mich weckst! Ich denke dann, dass sie wieder auf mich einschlagen. Ruf mich so lange, bis ich wach bin.“

S. 33 f.

Ein Jahr war Cuddl wieder zu Hause. Das Damoklesschwert neuer Festnahmen hing Stunde für Stunde über uns.

Am 1. Oktober 1934 geschah, womit wir immer rechnen mussten: Abermals wurde gegen unsere Tür geschlagen und geschrien: „Aufmachen! Polizei!“ Abermals erstarrten wir vor Schreck. Dieses Mal holten sie nicht Cuddl, sondern mich. Wieder Hausdurchsuchung und Durcheinander. Ich stand wie gelähmt. Dort lag unser Kind, das vor einer Woche ein Jahr alt geworden war. Mein Mann sah mich an, ohne zu lächeln. Ich sah, wie er schluckte. Auch ich ging, ohne Abschied nehmen zu dürfen. Wer behauptet, in einer solchen Situation keine Angst gehabt zu haben, dem sage ich, dass er nicht ehrlich ist. Es war die kreatürliche Angst vor der Pein, dem Schmerz, den jeden von uns entartete, der diesen Schindern in die Hände fiel.

Sie stießen mich ins Auto, ich wurde in eine Polizeiwache in Hamburg Hamm gebracht. Nach Stunden wurde die Zellentür aufgerissen. „Raustreten!“ Mit dem Gesicht zur Wand gekehrt, wartete ich voller Unruhe der Dinge, die nun kommen mussten. Lachend erzählten sich die angetrunkenen Gestapoleute, dass eine „Olle“ hysterisch geworden sei, als sie ihren Mann das dritte Mal festnehmen wollten, obwohl dieser schon seit Wochen im KZ saß. Wenn sie noch einmal kämen, wolle sie sich aufhängen. Grölend meinte der eine: "Das wäre vielleicht ein Spaß, wenn die Olle da baumelte!"

Ich wurde wieder in den Wagen gestoßen und zum Gestapohauptquartier ins Stadthaus gebracht. Dunkel war der Keller in den ich mit anderen Verhafteten getrieben wurde, unbeleuchtet die Zelle, die nach Schweiß, Urin und anderen Ausdünstungen roch. Keiner der Verhafteten sprach ein Wort. Wir waren wie erstarrt. Endlich wurden Personalien aufgenommen, Fingerabdrücke und Fotos gemacht. Wir sahen furchtbar aus, ungekämmt, ungewaschen, die Männer mit Stoppelbärten. Gesichter wie Verbrecher. Und so sollten uns die Menschen auch sehen.

Im Morgengrauen wurden wir vom Stadthaus ins Konzentrationslager Fuhlsbüttel hinaus gefahren, streng bewacht von SS-Leuten. Wieder mit dem Gesicht zur Wand stehen. Zehen fest an die Fußleiste, die Nase fast an der Wand, Hände an der „Hosennaht“. Obwohl wir mit großer Genauigkeit die Vorschriften befolgten, gab es harte Ohrfeigen, sodass der Kopf gegen die Wand flog. Die Nase blutete, die Hand durfte nicht gehoben werden. Das Blut floss auf Kleidung und Fußboden. Hilflos standen wir da.

Ein SS-Mann: „Du dreckige Sau, wie siehst du aus?! Sieh mal an, das Aas hat doch tatsächlich den Fußboden beschmutzt! Nimm dein Taschentuch und wisch das auf! Gnade dir Gott, wenn auch nur eine Spur zu sehen ist!“ - Oder bei den Männern: „Du alter Sack, wir werden dir helfen, unseren Fußboden einzusauen!“

Es hagelte Schläge, Fußtritte und weitere Beschimpfungen. Und trotzdem war es noch ein „sanfter“ Empfang, gemessen an dem, was uns bei den Vernehmungen erwartete.

Nach vier Wochen kam ich das erste Mal zur Vorführung. Auf dem Hof wurden wir zusammengetrieben. Als ich mich rennend an der Zuchthausmauer, mit dem Gesicht zur Wand, anschloss, glaubte ich einen Augenblick an Halluzinationen, denn ich sah Cuddl dort stehen. Aber er war es wirklich. Er schien um Jahre gealtert; Tagelang nicht rasiert war sein Gesicht mit grau-schwarzen Stoppeln bedeckt. Seine Augen blickten trübe und waren leicht gerötet. Auch er hatte mich entdeckt. Aus den Augenwinkeln sah er mich an, hob seine Oberlippe, um ein Lächeln anzudeuten. Er wollte mir Mut machen. Sein Gesicht drückte eine solche Qual aus, dass ich meine Tränen nicht zurückhalten konnte.

Ein Gestapobeamter fragte: „Was gibt es hierzu weinen?!“

„Ich weine nicht, und wenn ich weine, dann geht sie das nicht an!“

Hart fasste er mich am Arm, schüttelte mich und schrie: „Nun aber Schluss! Was denkst du dir eigentlich?! Wir werden dir deine Frechheiten schon austreiben!. Darauf kannst du dich verlassen.“

Ich sah mich vorsichtig um und stellte fest, dass nicht nur Cuddl und ich, sondern fast alle Genossen unserer Gruppe verhaftet worden waren. Es war unfassbar! Wie konnte das geschehen? War es ein böser Zufall? Waren wir denunziert oder beobachtet worden? Gab es einen Verräter? Wenn ja, wer mochte es sein?

S. 36 – 37:

Jeden Tag mußten wir mit einer Vernehmung im Stadthaus rechnen. Und wenn es dann hieß: „Suhling, fertig machen zur Vorführung!“ ging mir, wie sicher allen, eine Kette von Fragen durch den Kopf: Ist etwas aufgefliegen von dem, was wir bisher verheimlichen konnten? Hat sich die Gestapo etwas Neues ausgedacht? Was war beim letzten Verhör gefragt worden? Hatte ein Kamerad unter körperlicher und psychischer Folter mehr gesagt, als er wollte? Was mochte diesmal los sein? Unruhe kroch in mir hoch. Die Fahrt mit der „Grünen Minna“ zum Stadthaus erschien mir immer viel zu kurz.

Bei den Vernehmungen versuchten einzelne Gestapobeamte durch Knüffe und Schläge zu Ergebnissen zu kommen. Immer wieder wurde ich zu bestimmten Fragen verhört: Wo die Bezirksleitung Material versteckt habe, welcher Genosse für die und die Arbeit verantwortlich gewesen wäre, ob ich illegale Quartiere der Genossen kenne. Und natürlich Langenhorn. Und wenn sie nichts herausholen konnten, wurde ich, nach vorherigen Ohrfeigen, vor ein Plakat gesetzt, auf dem die Hinrichtung eines Genossen öffentlich bekannt gemacht worden war; ich meine, es war das Hinrichtungsplakat des Jungkommunisten Rudi Lindau. Der Gestapomann, der mich vernahm, stieß mich an und bemerkte kühl: „So wird es dir ergehen, wenn du nicht endlich deinen Mund aufmachst.“

Wie froh war ich, wenn es dann endlich hieß: „Fertigmachen, der letzte Transport geht nach Fuhlsbüttel!“ Der Gedanke daran, die Nacht über in einer Kellerzelle des Stadthauses verbringen zu müssen, war furchterregend, weil die Gestapoleute ihre gute oder schlechte Laune ungehindert an einem einzelnen abreagieren konnten. Nach solchen Verhören schien selbst die Zelle im KolaFu ein wenig Sicherheit zu geben.

Die meisten Kameraden schwiegen. Einige waren den Torturen und dem psychischen Druck der Verhöre nicht gewachsen. Sie gaben ein klein wenig zu, ohne zu bedenken, daß die Gestapo nun erst recht prügeln und immer wieder fragen würde, so lange, bis sie auch das Letzte aus ihnen herausgeholt hatte.

Wenn ich dann abends in meine Zelle zurückgebracht wurde und auf eine einigermaßen ruhige Nacht hoffte, hatte ich wieder einen Tag hinter mir, hatte ich Kameraden gesehen, ihnen zunicken können oder mit Schrecken festgestellt, daß weitere Hamburger Genossen verhaftet und in das Räderwerk der Barbarei geraten waren. Manchmal konnten wir uns auch eine Information zuflüstern, oder es gab eine Nachricht von draußen, daß der antifaschistische Kampf weiterging, daß es einem von der Gestapo gesuchten Freund gelungen war, ins Ausland zu entkommen. Dann dauerte es oft wieder Tage, bis wir zur Vernehmung geholt wurden.